

Kocka, Jürgen

Article

Frauengeschichte zwischen Wissenschaft und Ideologie: zu einer Kritik von Annette Kuhn

Geschichtsdidaktik (GD): Probleme, Projekte, Perspektiven

Provided in Cooperation with:
WZB Berlin Social Science Center

Suggested Citation: Kocka, Jürgen (1982) : Frauengeschichte zwischen Wissenschaft und Ideologie: zu einer Kritik von Annette Kuhn, Geschichtsdidaktik (GD): Probleme, Projekte, Perspektiven, ISSN 0341-8987, Schwann, Düsseldorf, Vol. 7, Iss. 1, pp. 99-104

This Version is available at:
<https://hdl.handle.net/10419/122420>

Standard-Nutzungsbedingungen:

Die Dokumente auf EconStor dürfen zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden.

Sie dürfen die Dokumente nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, öffentlich zugänglich machen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Sofern die Verfasser die Dokumente unter Open-Content-Lizenzen (insbesondere CC-Lizenzen) zur Verfügung gestellt haben sollten, gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

Terms of use:

Documents in EconStor may be saved and copied for your personal and scholarly purposes.

You are not to copy documents for public or commercial purposes, to exhibit the documents publicly, to make them publicly available on the internet, or to distribute or otherwise use the documents in public.

If the documents have been made available under an Open Content Licence (especially Creative Commons Licences), you may exercise further usage rights as specified in the indicated licence.



WZB-Open Access Digitalisate

WZB-Open Access digital copies

Das nachfolgende Dokument wurde zum Zweck der kostenfreien Onlinebereitstellung digitalisiert am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung gGmbH (WZB). Das WZB verfügt über die entsprechenden Nutzungsrechte. Sollten Sie sich durch die Onlineveröffentlichung des Dokuments wider Erwarten dennoch in Ihren Rechten verletzt sehen, kontaktieren Sie bitte das WZB postalisch oder per E-Mail:

Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung gGmbH
Bibliothek und wissenschaftliche Information
Reichpietschufer 50
D-10785 Berlin
E-Mail: bibliothek@wzb.eu

The following document was digitized at the Berlin Social Science Center (WZB) in order to make it publicly available online.

The WZB has the corresponding rights of use. If, against all possibility, you consider your rights to be violated by the online publication of this document, please contact the WZB by sending a letter or an e-mail to:

Berlin Social Science Center (WZB)
Library and Scientific Information
Reichpietschufer 50
D-10785 Berlin
e-mail: bibliothek@wzb.eu

Digitalisierung und Bereitstellung dieser Publikation erfolgten im Rahmen des Retrodigitalisierungsprojektes **OA 1000+**. Weitere Informationen zum Projekt und eine Liste der ca. 1 500 digitalisierten Texte sind unter <http://www.wzb.eu/de/bibliothek/serviceangebote/open-access/oa-1000> verfügbar.

This text was digitizing and published online as part of the digitizing-project **OA 1000+**. More about the project as well as a list of all the digitized documents (ca. 1 500) can be found at <http://www.wzb.eu/en/library/services/open-access/oa-1000>.

Jürgen Kocka

Frauengeschichte zwischen Wissenschaft und Ideologie

Zu einer Kritik von Annette Kuhn

Annette Kuhn veröffentlicht im Heft 3/1981 von „Geschichtsdidaktik“ einen Brief, in dem ich gegen den Ausschluß von Männern durch die Veranstalterinnen einer wissenschaftlichen Tagung zur Frauengeschichte an der Universität Bielefeld im April 1981 protestierte. Sie kritisiert meinen Brief als verletzenden und alarmierenden Ausdruck von Anti-Feminismus. Sie scheint jenen Ausschluß von Männern für berechtigt zu halten, da es „nicht ungewöhnlich“ sei, „bei wissenschaftlichen Veranstaltungen nur einen bestimmten Teilnehmer(innen)kreis zuzulassen“. Sie kritisiert die allgemeine Sozialgeschichte als „männlich“ und sieht darin das Recht und die Notwendigkeit begründet, jedenfalls auf absehbare Zeit Frauengeschichte als „eigenständige sozialwissenschaftliche Disziplin“ zu betreiben, als „autonome“, also wohl allein durch Frauen zu tragende Forschung. Sie fürchtet, daß anders die spezifischen Erfahrungsweisen von Frauen nicht in die Forschung eingebracht werden können. Von Annette Kuhns Bemerkungen überzeugt mich vor allem eine: die, daß es ihr schwerfalle, auf meinen Protestbrief vernünftig zu reagieren. In der Tat, ihre emotionale Polemik ist reich an Mißverständnissen. Aber die Mißverständnisse, denen sie aufsitzt, und die Mythen, an denen sie strickt, sind nicht nur die ihren, und so dürfte es richtig sein, sich mit ihnen öffentlich auseinanderzusetzen.

Es ist klar, daß soziale und politische Strukturen und Prozesse, vorwissenschaftliche Interessen und lebensweltliche Erfahrungen auf den wissenschaftlichen Prozeß und insbesondere auf die Geschichtswissenschaft durch viele Kanäle und Mechanismen einwirken. Darin liegt nicht nur eine Belastung, sondern auch eine Chance. Denn indem neue, oder neu entdeckte oder doch neu artikulierte Erfahrungen und Interessen auf die geschichtswissenschaftliche Forschung, Diskussion und Lehre einwirken, können sie neue, bisher vernachlässigte Fragestellungen hervorbringen und bisher unterbelichteten Wirklichkeitsdimensionen zur Beachtung verhelfen. Sicher geht ein Teil des wissenschaftlichen Fortschritts in unserem Fach so vonstatten. So wirkten die Reformbewegungen der

60er Jahre auf den Aufschwung der Sozialgeschichte ein. So erhält die Sozialgeschichte heute wichtige Anstöße von einigen Strömungen in der Frauenbewegung. Erfahrungen und Interessen, die dort – durchaus uneinheitlich – formuliert werden, beeinflussen Erkenntnisinteressen und Fragestellungen, mit denen bisher nicht genug berücksichtigte (wenn auch keineswegs ganz vernachlässigte) Wirklichkeitsdimensionen historisch thematisiert werden können. Eine Sensibilisierung für früher weniger beachtete Dimensionen historischer Wirklichkeit findet statt (z. B. für die vielfältigen sozialen Unterschiede zwischen Männern und Frauen), und bis dato Selbstverständliches wird zum Problem. Neue Forschungsbereiche werden so erschlossen (z. B. Geschichte der Mutterliebe), und die herkömmliche Sicht mancher anderer Bereiche mag sich allmählich modifizieren (soziale Ungleichheit, Verhältnis von Familie und Arbeitswelt, private Voraussetzungen öffentlicher Wirksamkeit etc.). Von außerhalb der Wissenschaft kommende Anstöße können so zum wissenschaftlichen Fortschritt beitragen. Natürlich geht es dabei ohne Kritik, Kontroversen, Auseinandersetzungen von „Schulen“ und andere Konflikte nicht ab, u. a. (nicht nur) weil es teilweise entgegengesetzte Interessen und Erfahrungen sind, die da auf die Wissenschaft Einfluß nehmen.

Unbeschadet dieser Einsicht in die außerwissenschaftliche Bedingtheit der Wissenschaft ist es richtig und notwendig, die qualitative Differenz zwischen sozialen bzw. politischen Auseinandersetzungen und wissenschaftlichem Prozeß sowie dessen relative Autonomie gegenüber anderen gesellschaftlichen Teilbereichen zu betonen. Diese wird, theoretisch-methodologisch gesehen, durch bestimmte Prinzipien konstituiert, deren Erfüllung zugleich Voraussetzung der Teilnahme am wissenschaftlichen Prozeß ist. Zu diesen Prinzipien gehört kritische Rationalität in einem weiten Sinn: u. a. die Bereitschaft, Vorverständnisse und bisherige Ergebnisse empirisch und argumentativ zu prüfen, zu modifizieren und zu revidieren, wenn neue Evidenz und überzeugende Argumente dies verlangen; die Bereitschaft, konkurrierende Fragestellungen, Methoden und Interpretationen nicht nur zuzulassen, sondern darüber hinaus zu fordern und zu begrüßen; die Bereitschaft, Evidenz und Argumente zu prüfen, zu akzeptieren oder zu verwerfen, ganz gleich welchen Geschlechts, welcher Herkunft, welcher Nation, welchen Glaubens und welcher politischen Orientierung jene sind, die sie vorbringen, das Ziel, Prozesse zu realisieren und Ergebnisse hervorzubringen, die – in diesem gruppenübergreifenden Sinn – universalistischen Geltungsanspruch haben; die Teilnahme am wissenschaftlichen Prozeß von der Akzeptanz dieser Prinzipien, von Qualifikation und von Interesse abhängig zu machen, nicht aber von Kriterien wie Geschlechtszugehörigkeit, Nationalität, Abstammung, Glauben, politischer Orientierung und dergleichen.

Es kommt darauf an, die oben erwähnten vorwissenschaftlichen Interessen und Erfahrungen so in die Wissenschaft einzubeziehen, daß diese Prinzipien nicht verletzt werden. Dies ist, ein Stück weit, möglich, wie die erfolgreiche Kooperation sehr verschiedenartiger Wissenschaftler mit sehr verschiedenartigen, ja entgegengesetzten Erfahrungs- und Interessen-Hintergründen in den verschiedensten Wissenschaften immer neu beweist. Gelingt das nicht, entweder weil die vorwissenschaftlichen Erfahrungs- und Interessenzusammenhänge zu antagonistisch oder zu verschieden und gleichzeitig zu determinierend sind, oder weil jene wissenschaftlichen Grundprinzipien nicht recht verstanden und vertreten werden, dann kommt es zu einem Verlust innerwissenschaftlicher Rationalität mit

nachteiligen Folgen für die gesellschaftliche Praxis: zur Blockierung des Diskurses, zur Immunisierung von „autonomen“ Wissenschaftlerkreisen gegen alternative Deutungen und Kritik, im Endeffekt zum unwissenschaftlichen Dogmatismus.

Unter Berufung auf diese Prinzipien können auch aus der Frauenbewegung kommende, an Fragestellungen historischer Frauenforschung orientierte Historikerinnen ihr Recht einfordern, innerhalb des geschichtswissenschaftlichen Diskussionsprozesses Raum zu erhalten, soweit sie gleichzeitig den Grundregeln und Funktionsvoraussetzungen dieses wissenschaftlichen Diskussionsprozesses Rechnung tragen; dies geschieht ja auch zunehmend. Unter Berufung auf jene Prinzipien können sie fordern, daß die institutionalisierte Geschichtswissenschaft offen und wandlungsfähig genug ist, ihren Fragestellungen, Themen und Interpretations-Angeboten jedenfalls eine faire Chance zu geben. Auch dies ist zunehmend der Fall, wenn es auch sicher im einzelnen Dissens über das Maß, den Stellenwert, die Geltungskraft, die Relevanz konkurrierender Schwerpunkte, Fragestellungen, Ergebnisse und Sichtweisen gibt und geben wird (wie immer in unserem Fach).

Unter Berufung auf dieselben Prinzipien kann und muß man aber auch als unwissenschaftlich und wissenschaftsfeindlich zurückweisen, daß teilnahmewillige Personen eingestandermaßen aufgrund ihres Geschlechts von einer wissenschaftlichen Veranstaltung ausgeschlossen werden, wie es in dem oben erwähnten, ansonsten öffentlichen Bielefelder Historikerinnen-Treffen der Fall war (wobei ich weiterhin davon ausgehe, daß dieses sich als *wissenschaftliche* Veranstaltung verstand). Natürlich braucht nicht jede wissenschaftliche Veranstaltung öffentlich zu sein, und sicherlich ist es nicht ungewöhnlich, den Kreis der Teilnehmer und Teilnehmerinnen auf unmittelbar Eingeladene zu beschränken. Aber etwas ganz anderes ist es doch, eine wissenschaftliche Tagung öffentlich zu machen und dann die Öffentlichkeit durch Ausschaltung aller Männer zu halbieren. Damit wird das Geschlecht zum Zulassungskriterium, und das schlägt wissenschaftlichen Grundsätzen ins Gesicht. Es überrascht, daß eine etablierte Wissenschaftlerin wie A. Kuhn diesen Unterschied offenbar nicht erkennt.

Aufgrund derselben Grundprinzipien von Wissenschaft ist eine „autonome“ Frauengeschichte strikt abzulehnen, wenn damit eine von Frauen für Frauen, vielleicht gar mit besonderen Methoden (welchen?) und losgelöst vom übergreifenden organisatorischen und diskursiven Zusammenhang des Faches betriebene Geschichte der Frauen gemeint ist. Frauengeschichte wird, wenn sie ernst genommen werden will, nicht in geschützten Nischen und separaten Abteilungen betrieben werden dürfen, als Wissenschaft von Frauen über Frauen für Frauen, als subkulturelles Unternehmen, das sich sein gutes Gewissen durch totalen Ideologieverdacht gegen die „etablierte“ Geschichtswissenschaft zu verschaffen versucht. Sie wird sich vielmehr der Konkurrenz der Argumente und dem Wettbewerb um Aufmerksamkeit, Mittel, intellektuellen Einfluß und Chancen aller Art stellen müssen wie jeder andere Ansatz auch – als einer unter anderen.

Dafür stehen die Aussichten auch gar nicht schlecht. Denn: Weder ist das Fach so „männlich“ geprägt, daß es sich überzeugenden frauengeschichtlichen Ansätzen nicht öffnen würde, noch sind alle Vertreterinnen und Vertreter frauengeschichtlicher Ansätze so argumentations- und kompetenzschwach, daß sie in den fachwissenschaftlichen Diskussionen häufiger den kürzeren zögen als andere und einen vor rationaler Kritik abgeschoteten Schonraum bräuchten, um überhaupt das Wort zu nehmen.

Gesellschaftliche Konflikte schlagen selten voll auf den wissenschaftlichen Prozeß durch; das liegt an der methodisch und auch institutionell begründeten *relativen* Distanz zwischen Wissenschaft und gesellschaftlicher Praxis, an der *relativen* Autonomie des wissenschaftlichen Teilsystems. Deshalb können sich auch oft Wissenschaftler entgegengesetzter politischer und ideologischer Herkunft als Wissenschaftler miteinander verständigen, während zwischen ihren politisch-ideologischen Lagern schon Feindschaft und Verständnislosigkeit herrschen mögen. Erst recht aber gilt, daß das gesellschaftliche Spannungsverhältnis zwischen Männern und Frauen, zwischen männlichen und weiblichen Erfahrungen und Interessen den gemeinsamen wissenschaftlichen Diskurs *nicht* sprengt. Denn dieses ist nur ein Spannungsverhältnis neben anderen, gemildert von so manchen geschlechtsübergreifenden Gemeinsamkeiten. Meist ist es viel schwächer ausgeprägt als das zwischen Klassen und Nationalitäten, ethnischen Gruppen oder Religionsgemeinschaften¹. Frauen und Männer können vieles zusammen betreiben, u. a. auch Wissenschaft.

Mir ist bewußt, daß Diskriminierungs- und Ausschließungsmechanismen traditionell eher gegen Frauen gewirkt haben und auch heute noch wirken, wenn auch in abnehmender Intensität. Das gilt auch und gerade für den wissenschaftlich-akademischen Bereich und hier für die Geschichtswissenschaft². Sicherlich hängen gewisse Einseitigkeiten der herkömmlichen Geschichtswissenschaft mit dieser scharfen Unterrepräsentation von Frauen zusammen. Diese ist heute weniger ein Resultat vorurteilsgeführter, frauenfeindlicher oder frauenskeptischer Entscheidungen durch jene Personen und Institutionen, die über die Rekrutierung und Beförderung des wissenschaftlichen Personals entscheiden, obwohl vielleicht auch solche *direkte* Diskriminierung manchmal nicht ganz fehlt. Viel gewichtiger unter den Ursachen jener Unterrepräsentation sind vielmehr Mechanismen, die tief in wirtschaftlichen und sozialen Strukturen, in kulturellen Traditionen, verbreiteten Mentalitäten und eingeschliffenen Handlungsmustern verankert sind, die im voruniversitären Bereich (Familie, früher Erziehung, herrschenden Formen der gesamtgesellschaftlichen Arbeitsteilung, gängigen Verkehrsformen etc. etc.) viel stärker zu beobachten sind als im universitären Bereich³ selbst, auf diesen aber *indirekt* einwirken, u. a. indem sie jene Unterrepräsentation so schwer abbaubar machen.

Gegen Fälle der genannten *direkten* Diskriminierung wird man ebenso direkt argumentieren und vorgehen können, unter Berufung auf mittlerweile weit akzeptierte, z. T. gesetzlich artikulierte Normen der Chancengleichheit und realen Gleichberechtigung. Auch die Korrektur der *indirekt* wirkenden, gewissermaßen strukturellen Mechanismen ist meines Erachtens auf dem Weg. Jeder einzelne hat dazu seine, je nach Stellung und Funktion verschiedenen, sicher immer sehr begrenzten Möglichkeiten, die von symbolischen Kleinaktionen bis zur Berücksichtigung der Dimension bei Personalentscheidungen (jedoch ohne Verletzung anderer Kriterien wie Leistungskriterien) reichen mögen. Schnell geht diese, auch im wissenschaftlichen Interesse liegende, Korrektur sicherlich nicht. Aber Diskriminierungen mit umgekehrtem Vorzeichen und Ausflüchte in das Ghetto einer sogenannten autonomen Frauengeschichte tragen gewiß nicht dazu bei.

Wie gesagt: Wenn sich „autonome“ Frauengeschichte von der allgemeinen Sozialgeschichte dadurch abgrenzen will, daß sie nur *durch Frauen betrieben* wird, widerspricht sie wissenschaftlichen Grundsätzen. So wenig es zutrifft, daß amerikanische Geschichte nur

von Amerikanern, Geschichte der SPD nur von Sozialdemokraten und Unternehmergeschichte nur von Unternehmern angemessen bearbeitet werden kann, so unsinnig ist die Vorstellung, daß Geschichte der Frauen nur – oder doch angemessener – von Frauen selbst erforscht werden kann. Ähnlich absurd wäre es zu meinen, weibliche Historiker könnten (oder sollten) nur (oder vornehmlich) Frauengeschichte treiben – ein aus der Forderung nach „autonomer“ Frauengeschichte folgender Umkehrschluß, dessen Problematik gerade den an Frauengeschichte und Frauenbewegung interessierten Historikerinnen nicht entgehen dürfte!

Zweifelloos ist es aber auch äußerst problematisch, Frauengeschichte *inhaltlich* von der sonstigen Schichtgeschichte abzugrenzen und derart als „eigenständige sozialwissenschaftliche Disziplin“ (A. Kuhn) zu begründen. Denn man kann Frauen nicht außerhalb ihrer Klassen- und Schichtzugehörigkeit, ihrer gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Situation historisch analysieren, und d. h., man kann Frauengeschichte nur begrenzt außerhalb der allgemeinen Wirtschafts-, Gesellschafts-, Politik- und Kulturgeschichte betreiben (zur Begründung siehe Anm. 1). Frauengeschichte kann deshalb höchstens eine Interessenrichtung oder fachinterne Spezialisierung sein, ähnlich wie Arbeitergeschichte oder Familiengeschichte, die man auch nur als Teil der allgemeinen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte richtig bearbeiten kann und nicht isolieren darf.

Schließlich sehe ich nicht, daß man Frauengeschichte *methodisch* als eigenständige Disziplin von der allgemeinen Sozialgeschichte abgrenzen könnte. Denn die in ernstzunehmenden frauengeschichtlichen Studien verwandten Methoden (z. B. Textinterpretation oder „Oral History“) finden sich durchweg auch in anderen Bereichen der Sozialgeschichte; jedenfalls auf einige erprobte Methoden der Geschichtswissenschaft (z. B. Quellenkritik, Quantifizierung) können frauengeschichtliche Studien sicher nicht verzichten, wenn sie wissenschaftliche Geltung beanspruchen wollen; sollten in frauengeschichtlichen Arbeiten aber neue erfolgversprechende Methoden gefunden oder entwickelt werden (was ich bisher nicht sehe), wird man sie auch dankbar in anderen Bereichen der Sozialgeschichte zur Kenntnis nehmen und erproben.

Wie aber sonst ließe sich eine Forschungs- und Studienrichtung als „eigenständige Disziplin“ begründen, wenn nicht durch ihre spezifischen Inhalte und/oder spezifischen Methoden? Doch nicht durch besondere Erkenntnisinteressen und Vorverständnisse, denn Differenzen in diesen Hinsichten schließen keineswegs aus, zu ein und derselben Wissenschaftlergemeinschaft zu gehören! Vielmehr lebt die Geschichtswissenschaft teilweise geradezu davon, daß verschiedene Erkenntnisinteressen und Vorverständnisse in sie eingebracht werden³.

Es ist andererseits auch nicht nötig, daß frauengeschichtliche Studien außerhalb der allgemeinen Sozialgeschichte betrieben werden. Diese hat viele Strömungen und Schattierungen. Sie ist breit oder doch dehnbar genug, sich durch frauengeschichtliche Fragestellungen, Forschungen und Ergebnisse stärker als bisher anzureichern. Einen Paradigmawechsel braucht man dazu nicht, wohl aber überzeugende frauengeschichtliche Studien.

Anmerkungen

¹ Daraus ergibt sich die äußerst schwankende Basis jedes Versuchs, allgemeine weibliche Erfahrungsweisen und Interessen als solche zum Forschungsgegenstand zu machen und Frauengeschichte als abgrenzbare Einheit

aufzufassen. Vielleicht bestehen ja gewisse sozial relevante Gemeinsamkeiten von Frauen als Frauen einer bestimmten Zeit, aber doch – und das war und ist für Selbstverständnis und Lebenspraxis, Erfahrungen und Interessen der meisten Frauen trotz irgendwo ähnlicher Sozialisations- und Ausgrenzungserfahrungen viel wichtiger – in konkreten und damit sehr verschiedenartigen, vor allem wohl von Klassen- und Schichtzugehörigkeit abhängigen Ausprägungen. Hat nicht die junge, gebildete Adlige in der Hauptstadt des neugegründeten Bismarck-Reichs mit ihrem etwa gleichaltrigen Bruder sehr viel mehr gemein als mit einer älteren, verwitweten, aus ärmsten Verhältnissen stammenden, weder lese- noch schriftkundigen polnischen Saisonarbeiterin, wie sie zur selben Zeit allsommerlich in Sachsen zu finden waren? Man lese unter diesem Gesichtspunkt einmal Bunsen, Marie von: *Die Welt, in der ich lebte. Erinnerungen 1860–1912*, Biberach 1959, sowie Rehbein, Franz: *Das Leben eines Landarbeiters*, Jena 1911, 61 ff. Wer diese fundamentalen Unterschiede zugunsten einer angeblich allgemeinen weiblichen Erfahrung unterschlägt, ist auf dem besten Weg, eine neue Spielart von „feminine mystique“ zu kreieren (s. das Buch von Betty Friedan, 1963).

- ² Dazu jetzt am besten Puhle, Hans-Jürgen: *Warum gibt es so wenige Historikerinnen?*, in: Wehler, Hans-Ulrich (Hrsg.): *Frauen in der Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts* (= *Geschichte und Gesellschaft* 3/4, 1981), 364–393.
- ³ Ich lasse die Auseinandersetzung mit der abstrusen Vorstellung, es gebe weibliche Formen des wissenschaftlichen Denkens (im Unterschied zu männlichen) beiseite. Dies ist schlimmster anti-aufklärerischer Sexismus und mit Wissenschaft unvereinbar. Obwohl heute manchmal von feministischer Seite vertreten, steht diese – von A. Kuhn übrigens nicht vertretene – Vorstellung in der Tradition der überkommenen Geschlechtsstereotype, deren Verfestigung (wenn auch mit veränderten Wertungen) sie dient. Zu der Entstehung dieser Stereotype: Hausen, K.: *Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“*, in: Conze, W. (Hrsg.): *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*, Stuttgart 1976, 363–93.